

REGULA NIGG / PHILIPP METTAUER

**„WIR SIND FÜR EUCH IMMER
NOCH DIE EMIGRANTEN“**

Eine österreichisch-argentinische Lebensgeschichte

Aus: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hrsg.), Jahrbuch 2003, Wien 2003

Vorwort

In der Zeit von 1938–45 fanden schätzungsweise 2.000 österreichische Vertriebene in Argentinien Zuflucht vor der nationalsozialistischen Verfolgungsmaschinerie — mehr als in jedem anderen lateinamerikanischen Staat. Buenos Aires als Großstadt bot den mehrheitlich aus Wien stammenden Flüchtlingen vielfältige Arbeits- und Ausbildungsmöglichkeiten sowie ein breites kulturelles Leben. Die wenigsten von ihnen sind nach dem Krieg wieder nach Österreich zurückgekehrt, die meisten haben sich auf die eine oder andere Art und Weise und in unterschiedlichem Ausmaße in die argentinische Gesellschaft integriert bzw. sich ihr angepasst.

Die Lebensgeschichten dieser Menschen, von denen ca. 400 in hohem Alter noch am Leben sind, ihre persönlichen Erlebnisse und Empfindungen, ihre Identität und Selbstwahrnehmung zu untersuchen und mittels *oral history*-Interviews zu dokumentieren, hat sich das Forschungsprojekt des DÖW „ÖsterreicherInnen im Exil: Die La-Plata Staaten“ zur Aufgabe gemacht.

Der nachfolgende Artikel basiert auf einem Interview mit Frau Charlotte Koppmann (Name geändert), das exemplarisch für viele andere stehen kann, auch wenn jede Lebensgeschichte selbstverständlich individuell verlaufen ist. Zahlreiche Aspekte dieses Gesprächs, das im Dezember 2001 und Januar 2002 geführt wurde und eine Originallänge von fünf Stunden aufweist, sind repräsentativ für das österreichische Exil in Argentinien.

„Mein ganzes Wiener Leben“

Charlotte Koppmann, heute wohnhaft in einem Vorort von Buenos Aires, wurde 1913 in Wien geboren und wuchs dort in einem bürgerlichen Milieu auf. Ihr Vater hatte eigentlich Fleischhauer gelernt, machte sich aber schon früh mit einem eigenen Kino selbständig, „einem der ersten in Wien“, wie Charlotte im Interview betont. Sie beschreibt ihn als „großen, feschen Mann und sehr elegant“. Finanziell ging es der Familie nicht schlecht. Beide Elternteile arbeiteten im Kino. Um Charlotte und ihren älteren Bruder kümmerte sich ein Kindermädchen. Lediglich während des Ersten Weltkrieges geriet die Familie in wirtschaftliche

NIGG / METTAUER: „... IMMER NOCH DIE EMIGRANTEN“

Schwierigkeiten, wobei Charlotte vor allem die Lebensmittelknappheit in Erinnerung blieb. Ihre Wohnung im siebten Bezirk beschreibt sie folgendermaßen:

„Ja, im siebten Bezirk, in der Seidengasse 39, das war Ecke Kaiserstraße. Da hab' ich eigentlich mein ganzes Wiener Leben gelebt, bis auf die letzten paar Monate ... Ich hab' im März geheiratet, und im September sind wir weg. Also bis zu meinem 24. Lebensjahr hab' ich dort gelebt. *Bueno*, und die Wohnung war eine Bürger-, eine bürgerliche Wohnung, also, das Schlafzimmer der Eltern, dann war das Speisezimmer, dann war das Kabinett, da haben die Kinder geschlafen und damals auch noch zusammen mit dem Fräulein, also zu dritt.“

Ihre Mutter starb, als Charlotte gerade sieben Jahre alt war. Mit dem Tod der Mutter begann für sie eine konfliktreiche Zeit mit ihrem Vater und vor allem dann mit ihrer Stiefmutter, die sie nie akzeptierte. Charlotte sah sich so schon früh genötigt auf eigenen Beinen zu stehen und spricht im Interview von einem gewissen Selbsterhaltungstrieb, den sie sich in ihrer Kindheit angeeignet hatte und den sie weder bei ihrem Bruder noch bei ihrem späteren Ehemann ausmachen konnte. „Ich hab' nur gelogen zuhause. Das war ein Selbsterhaltungstrieb, sonst wär' ich zugrunde gegangen.“ Von ihrem Vater, den sie als Patriarch empfand, wurde sie streng erzogen.

Charlotte Koppmann besuchte die Volksschule in Wien, danach ein Jahr die Bürgerschule und dann das Realgymnasium der Beamtenthöcher in der Lange Gasse. Eigentlich wollte sie später Medizin studieren, hat es sich „aber nicht einmal getraut zu sagen. ... Man hat mich nicht lassen, was ich wollte, ich musste immer das machen, was sie wollten.“ Wie sie allerdings einige Jahre später gemeinsam mit Ihrem Gatten die Entscheidung zur Emigration traf, setzte sie sich gegen den Willen ihres Vaters durch, der meinte, sie solle doch ihren Mann alleine vorfahren lassen. Diese Eigenschaft, in kritischen Situation nicht auf andere zu hören, sondern der eigenen Überzeugung zu folgen, hat möglicherweise ihr Überleben gesichert.

Die Freizeit verbrachte Charlotte Koppmann in einer gemischt jüdisch-christlichen Pfadfinderguppe, in der sie ihre Liebe zum Wandern, Schifahren, zu Natur und Kultur und auch zu ihrem späteren Mann entdeckte.

„Ein Jubel ohne Grenzen“

Anfang der 30er Jahre lernte Charlotte Koppmann im Strandbad Alte Donau ihren späteren Ehemann kennen. Die Hochzeit war für November 1937 geplant.

NIGG / METTAUER: „... IMMER NOCH DIE EMIGRANTEN“

Kurz davor erkrankte ihr Bräutigam allerdings an einer schweren Lungenentzündung und musste ins Sanatorium Purkersdorf eingeliefert werden. Nachdem er genesen war, konnten sich die beiden schließlich doch vermählen. Das unbeschwerte Glück des jungen Ehepaares sollte allerdings nur kurze Zeit währen.

„*Bueno*, wir haben dann im März geheiratet, genau am 3. März und am 12. März ist Hitler einmarschiert. Also, um das zu erzählen natürlich, ah, äh, findet man keine, gibt es keine Worte, oder doch gibt es Worte, aber die Worte, die man dafür verwendet, sind viel zu wenig und zu sanft, wollen wir sagen oder zu ... um das zu beschreiben.“

Charlotte fehlen die Worte, um dieses traumatische Ereignis, das ihr Leben grundlegend ändern sollte, zu beschreiben. Es fällt auf, dass sie dem Anschluss und den anderen politischen Ereignissen im Österreich ihrer Jugend sehr wenig Aufmerksamkeit widmet — der Brand des Justizpalastes, die Februarkämpfe und die Errichtung des Ständestaates etwa kommen in ihren Betrachtungen gar nicht vor. Während sie äußerst detailliert über ihre Kindheit, ihre Familie, ihre Schulzeit und ihre Arbeitsplätze erzählt, handelt sie das Thema Anschluss in wenigen Minuten ab. Dies könnte einerseits mit der Traumatisierung zusammenhängen, andererseits mit ihrer persönlichen Gewichtung der Geschehnisse. Schließlich wurde sie im Interview nach ihrem Leben und nicht nach der „hohen“ Politik gefragt, die zwar ihr Leben markant prägte, an der persönlichen Prioritätensetzung aber wenig änderte. Das unglückselige Zusammenfallen ihrer Hochzeit mit dem Anschluss führte etwa dazu, dass Charlotte diese beiden folgenschweren Ereignisse fortan assoziieren sollte.

Die Besonderheit an Charlottes Lebensbetrachtungen ist, dass sie stets reflektierend versucht, für alle einschneidenden Erlebnisse die Ursachen zu erkennen, nach Erklärungen zu suchen und Antworten zu finden, wobei sie auch die Meinung der Gegenseite gelten lässt und zu verstehen versucht. Selbst für die Begeisterung der österreichischen Bevölkerung über den Nationalsozialismus bringt sie Verständnis auf.

„Aber ich muss dazu sagen, dass eine furchtbare Arbeitslosigkeit war in Wien. Das ist jetzt so ähnlich wie hier, ich mein, da kommt einer und verspricht ihnen ... Gutes, verspricht ihnen alles und Arbeit vor allem! Und es waren natürlich schon vorher sehr viele Nazis in Wien, *no?* Enorm! Aber es waren auch sehr viele, die nicht für Hitler waren. ... Wir haben nebenan eine Eisenbahnerwohnung gehabt, der hat die Fahne nicht rausgehängt. Und er war nicht der einzige!“

„Dass ich vielleicht ja mal ‚Heil Hitler‘ geschrieen hätte ...“

Das Außergewöhnliche an Charlottes Interview und wohl auch an ihrer Persönlichkeit ist, dass sie sich selbst fragt, was sie getan hätte, wenn sie Nichtjüdin gewesen wäre. Die Antwort darauf fällt ihr verständlicherweise schwer.

„Also es war ein Jubel ohne Grenzen. Und die, die nicht gejubelt haben, das waren auch die Sozialdemokraten, natürlich. Die sind zu Hause geblieben und waren alle sehr, sehr still und ruhig. ... Wien hat — sagen wir — 2 Millionen Einwohner und davon sind 500.000 — das ist schon genug — auf die Straße gegangen, *no?* Ich kann das nicht so genau sagen. Aber es sind nicht alle auf die Straße gegangen. Logisch, *no?* Es sind außer den Juden auch noch andere zu Hause geblieben. Es waren nicht alle für Hitler. Das wäre gelogen. Aber, weißt du, das zieht dann die anderen mit. Man weiß ja selber nicht, was man getan hätte, wenn man Nichtjude gewesen wäre. Also ich hätt’, also wenn ich meinen Charakter gehabt hätte, den ich heute hab’, dann könnt’ ich mir vorstellen, ich hätte nicht geschrieen ‚Heil Hitler‘. Und ich hätt’ auch niemanden ... wenn ich meinen ... immer beton’ ich, ich weiß nicht — vielleicht wär’ ich ein anderer Mensch gewesen — dass ich jemanden umgebracht hätte, das kann ich mir auch nicht gut vorstellen. Dass ich um meines Vorteils willen vielleicht ja mal ‚Heil Hitler‘ geschrieen hätte, das könnte hundertprozentig natürlich ja sein. Um Arbeit zu bekommen, um meine Kinder ernähren zu können. Um viele Vorteile willen hundertprozentig hätte ich es wahrscheinlich ja gemacht. Nehm’ ich an. Ich nehme es an, *no?* Weil ich hätte auch keine Lust gehabt, eingesperrt zu werden, nur weil ich offensichtlich gegen sie war. Da wäre ich vielleicht zu feig gewesen. Wird nicht jeder Mensch als Held geboren. Es hat natürlich sehr viele gegeben, die erschossen wurden, weil sie direkt gegen die Regierung ... wollen wir sagen, von Angesicht zu Angesicht waren, *no?* Dass sie dann sofort eingesperrt, dass sie dann sofort umgebracht wurden, *no?* Diesen Mut hätte ich bestimmt nicht gehabt. Also wollen wir sagen, die Feigheit aller andern. Wahrscheinlich um mein Leben zu retten, um das Leben meiner Lieben zu retten, meiner eventuellen Kinder, meines Mannes ... hätte ich wahrscheinlich mitgemacht, nehme ich an. Verraten hätte ich bestimmt niemanden. Und ich würde sogar fast denken, ich hätte jemanden versteckt. Aber immer wenn ich meinen Charakter damals gehabt hätte, den ich heute hab’. Versteckt hätte ich, glaub ich, zu 90 Prozent ja. Aber ‚Heil Hitler‘ hätte ich genauso gerufen, um mich und meine Familie zu schützen und hätt’ vielleicht auch noch andere Sachen gemacht, um uns zu schützen. Aber

NIGG / METTAUER: „... IMMER NOCH DIE EMIGRANTEN“

gegen meinen Willen, gegen meine Natur oder gegen meinen Verstand oder gegen meinen ... ich weiß nicht, ich drück' mich im Moment eben aus, wie ich kann, *no?* Es ist nicht jeder ein Held auf dieser Welt, *no?* Deswegen weiß ich nicht, wie ich hätte sein können oder wie das war.“

„Fürchterlich! Diese Gesichter, dieser Hass auf einmal“

Das Schockierendste des Anschlusses war für Charlotte offensichtlich das sprunghafte Ansteigen des Antisemitismus in Wien, den sie zuvor so nicht am eigenen Leib zu spüren bekommen hatte. Allerdings gibt sie auch zu bedenken, dass sie in einem toleranten und aufgeschlossenen Milieu aufgewachsen war bzw. lebte. Die Besitzer der Möbelfabrik, in der sie ihre erste Anstellung hatte, waren selbst Juden. Danach arbeitete sie in einer amerikanischen Firma, in der, nach ihren eigenen Aussagen, Antisemitismus a priori ausgeschlossen war.

„Und ich hab' schon oft gesagt, bis zu diesem Moment, hat mir nicht ein Mensch jemals gesagt, ‚Du bist Jüdin‘ oder ‚Bist nicht Jüdin?‘ Nie, weder in der Schule, nie, haben wir irgendwie davon [gehört], dass wir minderwertig sind und dass wir ... Keiner hat mich je beschimpft. Nie, nie, nie bis zum 13. März habe ich einen Hass gegen mich gespürt. Von niemandem! Unglaublich, vielleicht glaubt das niemand, aber es war effektiv so. Mein Vater mit seinem Kino ... war mit allen gut, mit den Nachbarn ... Er war der ‚Herr Direktor‘, mein Vater. ... Das Kino war klein, aber er war immerhin der Besitzer. Also ... ich weiß nicht, aber er selbst hat auch nie erzählt, dass die Leute irgendwie jemals gesagt hätten ‚Du Jud‘ oder ‚Du Saujud‘. Nie, nie, nie! Komisch, nicht? Ist wirklich kaum zu glauben.“

Dann allerdings entwickelten sich die Ereignisse sehr rasch:

„Und dann haben sie abends alle Parks gesperrt. Du durftest in keinen Park mehr gehen. Das war alles, alles für die Juden. Durftest ... Ach, ich kann mich nicht mehr erinnern [rutscht unruhig in ihrem Sessel hin und her]. Viele Sachen. ... Auf den Bänken war angestrichen ‚Juden dürfen hier nicht sitzen.‘ ... Du durftest nicht teilnehmen an irgendwelchen öffentlichen Veranstaltungen. Also du warst schon ein *outsider*, ein Mensch, der null Wert hat, *no?*

Bei jüdischen Geschäften ist gestanden ‚Achtung hier, das ist ein jüdisches Geschäft‘. Aber ist noch nicht gesperrt geworden, noch nicht weggenommen. Das war ganz am Anfang. Aber überall war draufge-

standen ‚Achtung Juden‘ oder ‚Geht hier nicht einkaufen‘ ... Theater und Kino, das war schon alles ... war nicht verboten, glaub’ ich — mein Vater hat’s noch länger gehabt. Aber jedenfalls haben sie die Leute auf der Straße einfach so, wo sie geglaubt haben, das ist ein Jude, so direkt so mit der Brust, so vor sich hergeschoben: ‚Du kommst jetzt mit.‘ Und so haben sie die Leute ... [die Stimme versagt ihr]. Es ist so unvorstellbar, weißt du. Das kann sich ja kein Mensch vorstellen heute. Heute, Zwanzigjährige, Dreißigjährige ... Selbst für mich, wenn ich heute zwanzig wär’, würd’ ich’s nicht glauben. Ich würde es bestimmt nicht glauben können, dass so was möglich is’. Und deswegen kann ich verstehen, dass wenn heute ein Mensch jung ist und eine schöne Jugend hat und studiert hat, dass der sich überhaupt [nicht] vorstellen kann, dass so etwas möglich war. ... Kein Mensch, der das nicht mitgemacht hat, kann sich das vorstellen. Es ist einfach unvorstellbar.

Und, *bueno*, dann ist das eben mit Angst, immer weiter, jeden Tag mit Angst, man wird abgeholt, man wird eingesperrt, man wird hinausgeschickt, man kommt zuerst ... ist man, glaube ich, ins Polizeipräsi- ... , Polizei- ..., was weiß ich, wo die Diebe eingesperrt werden [lacht] ..., die kommen doch zuerst zur Polizei. Da hat man sie zuerst hingebbracht, und dann hat man sie nach Buchen- ..., nach Buchenwald, glaube ich, das war das erste Konzentrationslager. Aber das war noch kein ... Von den Gaskammern haben sie noch nichts gewusst. Das hat’s noch nicht ... Es war so gut, dass es die Gaskammer noch nicht gegeben hat! Und sie wurden wahrscheinlich ein bisschen zu Tode geprügelt. Aber das war wahrscheinlich das Mindeste, was sie gemacht haben. Aber auf jeden Fall, wenn sie die Ausreise hatten ... Es wurden viele gerettet, wo die Verwandten im Ausland sich bemüht haben, um ihnen eine Einreise zu verschaffen. ... Wir sind am 20. September weggefahren. Es war ein tägliches Schlangemachen bei der argentinischen Botschaft. Und dann war da diese Angst, diese fürchterliche Angst, sie klopfen an deine Türe und nehmen dich mit ...“

Die Ausgrenzung, die Entwertung und Entmenschlichung des jüdischen Lebens kamen derart überraschend, dass sie es selbst nicht geglaubt hätte, wäre sie nicht Zeugin davon geworden. Die Kriminalisierung der jüdischen Bevölkerung beschreibt sie eindrücklich mit dem Hinweis, dass die Menschen zuerst ins Polizeipräsidium gebracht wurden, dort, wo man sonst „die Diebe einsperrt“. Die traumatisierende Erfahrung, dass sie sich als Jüdin in ständiger Todesgefahr befand, sie jederzeit willkürlich verhaftet oder in ein KZ hätte deportiert werden können, versucht sie mit einer gehörigen Portion Zynismus, der sich in dem Ausspruch „ein bisschen zu Tode geprügelt“ manifestiert, zu begegnen. Gleichzeitig

NIGG / METTAUER: „... IMMER NOCH DIE EMIGRANTEN“

versucht sie, ihre Ängste zu relativieren, in dem sie feststellt, dass es noch keine Gaskammern gegeben hätte und viele durch die Flucht ins Ausland gerettet wurden.

„Ein Brief für die jüdischen Angestellten“

Neben der ständigen Angst, grundlos auf der Straße belästigt, geschlagen oder verhaftet zu werden und den öffentlichen Raum nicht mehr betreten zu können, konnten Auswirkungen am Arbeitsplatz nicht ausbleiben.

„Und ich war weiter im Büro. Und am 10. April haben wir alle, die jüdischen Angestellten, einen Brief bekommen. Also sagen wir um acht haben wir angefangen zu arbeiten, um neun haben wir einen Brief bekommen: ... ‚Wir müssen um 10 Uhr das Haus verlassen.‘ Am selben Tag um 10 Uhr! Ja, und da ist uns nichts anderes übrig geblieben, als unsere Sachen zu packen. Und dann haben wir uns gegenseitig noch gefragt: ‚Was, du bist Jüdin?‘ [Vorher] haben sie dich nicht gefragt. Wir haben keine Ahnung gehabt. Keiner hat sich vorher drum gekümmert, welche Religion er hat. Aber es war natürlich eine amerikanische Firma, es war vielleicht ein besseres Niveau. Dort arbeiteten Leute, die eben keine Nazis waren. Es waren vielleicht 200 Angestellte und davon waren 10, 20 jüdische Angestellte, so im Prozentsatz von 5 bis 10 %, auch nicht mehr. Aber keiner hatte weder gewusst noch gefragt. Nie, nie hab’ ich gehört ‚Jüdin‘. Ich hab’ das überhaupt nicht gekannt. Dann hast du es aber richtig zu hören gekriegt.“

Erst durch die nationalsozialistische Verfolgungspolitik wurde sich Charlotte Koppmann, die von sich selbst sagt, nicht „fromm“ erzogen worden zu sein, und die sich wenig um ihre Religion gekümmert hatte, ihrer jüdischen Identität und der ihrer LeidensgenossInnen bewusst.

„Wenn einer einen leeren Magen hat“

„Und ... die Leute waren begeistert. Sie hatten auch sehr bald Arbeit bekommen, weil die Waffenfabriken natürlich sehr rasch ins Leben gerufen und Straßen gebaut wurden. Und die Leute plötzlich haben Arbeit gehabt, und plötzlich haben sie wieder zu essen gehabt. ... Die Waffen haben sie dann ... soviel haben sie gar nicht nachgedacht, dass sie sich selbst die Waffen ... für sich selbst, für ihr eigenes Leben ... fabriziert haben [die Stimme bricht]. *Bueno*, aber ich werd’ dir sagen, weißt du,

wenn einer einen leeren Magen hat, wahrscheinlich, dann denkt er auch gar nicht so. Oder wenn die Kinder hungern oder sie selbst ... Es war eine große Armut in Wien, eine große Armut. Und die Juden irgendwie, die waren vielleicht geschäftstüchtiger oder ... Es gab auch furchtbar viele arme Juden. Nicht dass man glaubt, die waren alle reich. Aber irgendwie prozentuell, woll'n wir sagen, vielleicht, ist es den Juden vielleicht doch etwas besser gegangen. Weißt du, die Juden sind immer verfolgt worden, mussten sich immer irgendwie retten, mussten immer irgendwie kämpfen, und dadurch sind sie vielleicht ... *no sé*, weiß nicht ... Aber dadurch haben sie gelernt, sich zu ... sich ihr Leben zu erkämpfen, ständig, um weiterzuleben, *no?*“

Die Begeisterung für den Nationalsozialismus führt Charlotte auf deren „ordentliche Beschäftigungspolitik“ zurück, allerdings nicht ohne auf deren Widersprüchlichkeit hinzuweisen, den Antisemitismus versucht sie durch den ökonomischen Neid der restlichen Bevölkerung zu erklären.

„Also, komm, wir fahren nach Paris“

Den Entschluss zur Flucht fassten die Koppmanns schon am Tag des Anschlusses. Charlottes Mann hatte sogar vorgehabt, noch am 13. März nach Paris zu fahren, was ihr dann aber doch zu überstürzt vorkam.

„Und viele sind geflüchtet schwarz, nach Tschechien über die Grenze. Und mein Mann — das muss ich noch erzählen — den ersten Tag — mein Mann war so ein bisschen abenteuerlich, oder genug sogar — also der 13. März, das war wahrscheinlich ein Wochentag, ich war im Büro. Und er hat mich abgeholt um fünf. ‚Also, komm, wir fahren nach Paris.‘ So. ‚*Así no más*‘¹, sagt er mir. So ohne weiteres. ‚Ich kann doch nicht auf einmal ... ich hab' doch nur das in der Hand, ich hab' doch nur das auf dem Körper, ich hab' doch nichts mit. Ich kann doch meine Eltern nicht lassen.‘ Also ich konnt' mir das nicht vorstellen, dass ich jetzt nach Paris ... Er hat natürlich Recht gehabt. *Absolutamente*, aber das war für mich zu rasch, weißt du. So rasch konnt' ich gar nicht denken. Wir hätten uns viel erspart. Nur wären wir mit ... ohne Geld, ohne Kleidung, ohne alles, einfach dort lassen. Trotzdem wär's viel gescheiter gewesen, wie noch diese vielen Monate in Wien zu bleiben. Aber ich konnt' nicht. Ich konnte mich dazu nicht entschließen. Das war mir zu

¹ Einfach so.

NIGG / METTAUER: „... IMMER NOCH DIE EMIGRANTEN“

plötzlich und zu unvorstellbar. Und so haben wir uns eben noch gequält für weitere sechs Monate. Dann hatte ich z. B. eine Freundin, die geweint hat ‚Ich bleib‘ hier. So arg kann das nicht werden.‘ Da hat’s auch einige gegeben, die das gedacht haben, dass das nicht so arg werden kann.“

Unvorbereitet und fluchtartig das Land zu verlassen kam für Charlotte nicht in Frage. Von einem Tag auf den anderen alles und alle zurückzulassen ging über ihre Vorstellungskraft. Sie war sich durchaus bewusst, dass eine Emigration der einzige Ausweg war. Das Kapitel Österreich hatte sie trotzdem noch nicht abgeschlossen.

„Wir haben am 3. März geheiratet und wollten eigentlich nach Prag fahren, wollen wir sagen so quasi Hochzeitsreise, weil mein Mann dort Verwandte hatte. Die wollten wir besuchen. Wir sind aber nicht gefahren, weil wir unbedingt in Wien bleiben wollten, um den Schuschnigg noch zu wählen. Deswegen sind wir in Wien geblieben und hatten diesen 12. März natürlich noch miterlebt. Das brauch‘ ich ja nicht zu erzählen, wie das war.“

„Wählet Schuschnigg“

Ein weiteres traumatisches Erlebnis ist mit Schuschnigg verbunden, und sie könnte dieses gemeint haben, als sie sagte „Wir hätten uns viel erspart.“ Darüber hinaus betont sie, dass dies noch eines der harmloseren Erlebnisse war.

„Also Hitler ist schon gekommen. Also das, was wir da gesehen haben, war, man kann das gar nicht erzählen, es war am Anfang ja auch ziemlich harmlos, im Vergleich. Im Vergleich natürlich bitte! Immer im Vergleich, was dann gekommen ist. Also das Harmloseste war, wie wir mit einer Freundin im Cafehaus gesessen sind, ah, gezwungen haben ... Da war vorher ja Schuschnigg und die gegen Hitler waren, wollten den Schuschnigg wählen. Und da ist auf den Straßen gestanden ‚Wählet Schuschnigg‘, auf den Straßensteinen, auf dem Pflaster, *no*? Und diese Frauen hat man rausgeholt und die mussten das abreiben, mit der Bürste, sich da hinknien *y bueno*. Aber ich will sagen, das war noch das Wenigste. Und dann haben sie einfach auf der Straße abgefangen, wenn einer ein bisschen jüdisch ausgesehen hat und schon mitgenommen. Einfach bist du gegangen, haben sie schon, ohne ein Wort zu reden ... Dann sind sie schon in die Häuser gekommen.“

„Mit dem Anstellen ist die Zeit vergangen“

Nachdem die Koppmanns die Entscheidung zur Auswanderung gefällt hatten, stellte sich die Frage wohin. Charlottes Ehemann war bereits Anfang der 30er Jahre auf der Suche nach Arbeit nach Argentinien gelangt, wo er ein Jahr gelebt hatte. Dank diesem Aufenthalt besaß er die *cédula*, welche ihn dazu berechtigte, sich wieder in Argentinien niederzulassen.

„Und dann ist natürlich die Sache gekommen mit der Auswanderung. Nachdem mein Mann schon in Argentinien gewesen war, hatte er eine *cédula*² und hätte sofort auswandern können. Aber ich hatte natürlich keine und da war ein argentinischer Konsul, der war korrupt, sehr korrupt. Einen Pass für beide, das hat's damals gegeben — ich weiß nicht, ob's das heute auch noch gibt in Wien —, und der hätte meinem Mann das Visum gegeben, aber mir nicht. Und wir sind immer wieder hin und immer wieder Schlange gestanden, und es war nichts zu machen. Aber dann haben wir erfahren, dass man draufgekommen ist, dass er korrupt ist. Man hat ihn entlassen, zum Glück. Dann ist ein anderer gekommen, der ein ganz besonders feiner Mann war, der überhaupt kein Problem mehr war. Der hat mir sofort auch das Visum gegeben, und wir konnten ein Schiff belegen für — weiß ich nicht mehr — für Anfang September. Also, das war April, Mai, so lang hat sich das gezogen, diese ganzen — wie sagt man — *trámites*, diese ganzen Wege und das Anstellen und die Schlange stehen und Impfen. Es waren Tausende Sachen und es war fürchterlich, was inzwischen passiert ist. Die Leute sind eingesperrt und gefangen genommen worden.“

Einer erfolgreichen Emigration Charlottes stand also nur noch die fehlende Kooperation des argentinischen Konsuls in Wien im Weg. Ebenso wie bei unzähligen anderen Verfolgten hing das Schicksal der Koppmanns vom guten Willen eines Beamten ab. Die ständige Ungewissheit über den Ausgang der Visumsbeantragung und das gleichzeitige Wissen um die Bedrohung machten die letzten Monate in Wien zu einem nervenaufreibenden Wettlauf mit der Zeit.

„Wir haben weitergekämpft um das Visum“

Die anfänglichen Schwierigkeiten, die ihnen der argentinische Konsul in Wien bei der Visaumstellung gemacht hatte, veranlassten Charlotte andere Optionen in Betracht zu ziehen. Auch England, Paris oder Prag standen zur „Auswahl“. Zudem regten sich Zweifel, ob die Entscheidung zur Emigration überhaupt die

² Ein argentinischer Personalausweis.

NIGG / METTAUER: „... IMMER NOCH DIE EMIGRANTEN“

richtige sei, schließlich blieben viele jüdische MitbürgerInnen in Wien wie eine Bekannte, die einen „Arier“ heiratete. Dass diese Vermählung nicht aus Liebe, sondern aus reinem Kalkül geschah, erschien Charlotte unter den gegebenen Umständen legitim. Auch die Option des aktiven Widerstandes war ihr bewusst — ein Freund aus der Pfadfindergruppe etwa ging nach Frankreich, um in der Fremdenlegion gegen die deutschen Truppen zu kämpfen. Dazu fühlte sie sich aber nicht im Stande, was in ihrer Feststellung „nicht jeder wird als Held geboren“ sehr offen zum Ausdruck kommt.

Nie lässt sie jedoch einen Zweifel daran, dass für sie von allem Anfang an klar war, dass das eigene Leben gefährdet war und dass Schutzvorkehrungen getroffen werden mussten. Bleiben, ausharren und auf bessere Zeiten zu hoffen war für sie keine Alternative. Als negatives Beispiel dafür zieht sie die Verwandten ihres Mannes in Prag heran:

„Und da hat ihnen mein Mann noch zugeredet: ‚Geht weg, geht weg! Hitler wird auch hier herkommen.‘ Aber das waren Leute, denen ist es sehr gut gegangen, die konnten sich das auch nicht vorstellen. Kein Mensch kann sich vorstellen, was über einen hereinbricht und die sind dort geblieben.“

Die Taufe als Versuch, der Verfolgung zu entgehen, kam für Charlotte letztendlich nicht in Frage.

„Ja und ... nachdem ich das Visum nicht bekommen habe, hat man nach anderen Möglichkeiten gesucht, evt. nach England. Da war ein Pfarrer oder *no sé* ... Da musste man sich taufen lassen. ... Der hat einem evt. eine Einreise nach England verschafft. Aber ich weiß nicht. Ich bin zwar überhaupt nicht fromm, ich war auch bei ihm dort, aber ich bin gleich wieder weg. ... Ich, ich, ich irgendwie konnte ich das auch nicht ... Es war blöd im Grund genommen, weißt Du, weil das Leben ist doch eigentlich mehr wert ... Es hat mich aber doch gestört zu sagen ‚Ich bin jetzt auf einmal protestantisch oder katholisch‘, nur weil ich jetzt einen Vorteil habe davon. Natürlich, der Vorteil ist nicht der, dass man ein paar Pesos mehr hat, sondern der Vorteil ist das Leben. Ist natürlich ein großer Unterschied. Und trotzdem, ich konnte das irgendwie nicht. Ich konnt’s nicht. Und bin wieder von dort weggegangen. Also dann haben wir weitergekämpft um das Visum.“

„Wo die Affen noch auf den Bäumen klettern“

„Also es war eine entsetzliche Zeit. Mein Vater hatte noch das Kino weiter, und da hat er mir gesagt: ‚Lass doch deinen Mann vorfahren,

und du kommst nach. ‘So was mach ich nicht,’ hab’ ich ihm gesagt. Sagt mein Vater: ‚Willst nach Argentinien, wo die Affen noch auf den Bäumen klettern?’ Und da hab’ ich mir gedacht: ‚Ist doch mein Vater. Wieso ist er eigentlich so, so unintelligent, oder weiß gar nichts?’ Ich mein’, damals hat schon ein jeder Mensch gewusst, dass Argentinien ein Riesenland ist, ein Riesenland war, eines der reichsten Länder der Erde. Argentinien und Venezuela. Venezuela wegen des Öls und Argentinien wegen der, wegen der Ex-, wegen der Exporte von Getreide und Tieren, *no?* Und mein Vater hatte gemeint, ich sollte warten, bis mein Mann hier ist. Und wenn mein Mann dann schon ein ‚reicher Mann‘ geworden ist, so unter Anführungszeichen, sollte ich dann nachkommen.“

„Leute, die die Wohnung schon genommen haben“

„Ja, die [Wohnung] ist uns weggenommen worden. Und die Möbeln auch. Wir haben nicht einen Groschen, nichts bekommen dafür. Die haben sie uns einfach weggenommen.“

Auf die Frage, ob ihnen Wohnung und Möbeln schon vor der Emigration weggenommen wurden, antwortete Charlotte Koppmann: „No, das haben wir ... wir sind weg und haben das dort lassen. Oder denen übergeben. So muss das gewesen sein. Also sie haben uns noch ... woll’n wir sagen — wie nett, muss ich schon dankbar sein — bis zum Schluss dort wohnen lassen. Weil wir waren in keinem Hotel. Das weiß ich genau. Also bis zum Schluss haben wir dort gewohnt. Und haben das, wie wir weg sind, denen übergeben. Es waren schon Leute da, die die Wohnung schon ... genommen haben. Die waren schon da mit Namen und allem. Die Wohnung war schon für sie. Die Möbeln auch. Ganz neue Möbeln waren das. ... Und ... *bueno*, wir haben mitgenommen eine Nähmaschine, ... Bettwäsche und auch Tuchten — wie man in Wien sagt, *no?* — ein paar Decken und Besteck und die Sachen. Das konnten wir mitnehmen. Teller, das Service. Wir haben noch ein paar Sachen von damals. [lacht]“

Die Tatsache, dass Charlotte Koppmann bis heute einige Gebrauchsgegenstände aus ihrem „Wiener Leben“ aufbewahrt und mit Freude benutzt, lässt erkennen, dass sie noch an ihrer alten Heimat und ihren Wurzeln hängt.

„Die Leute waren doch froh, dass sie gerettet waren“

Von Prag aus reisten Charlotte Koppmann und ihr Mann mit dem Flugzeug nach Paris, weil sie deutschen Boden nicht mehr betreten durften. Die Erinnerungen an diesen ersten Teil der Reise und den vermutlich ersten Flug ihres Lebens sind

NIGG / METTAUER: „... IMMER NOCH DIE EMIGRANTEN“

erstaunlich blass. War den beiden zum damaligen Zeitpunkt die Tragweite des Geschehens bereits im vollen Umfang bewusst? Auf alle Fälle war das Deutsche Reich noch bedrohlich nahe und die in Wien ausgestandenen Ängste saßen den beiden vermutlich noch allzu sehr im Nacken.

„In Paris waren wir ein oder zwei Tage. Dann sind wir nach Cherbourg, weil dort das Schiff war. ... ich glaub, es war ein englisches Schiff. Und ... dann waren wir sechzehn Tage an Bord. Aber es war ganz lustig, weißt du, weil man war jung und dann ... waren auch andere. ... Einmal war ich seekrank. Das war grässlich [lacht], das ist wirklich schrecklich. Aber es ist ja nichts Tödliches. Man hat's überlebt, *no?* Und ... das Essen war nicht sehr gut. Es war so englisches, komisches Essen [lacht]. Hat uns nicht geschmeckt, aber s'war unwichtig, *no?* ... Wir hatten sogar eine Kabine zu zweit, weißt du. Nicht an Deck. Zwischendeck wahrscheinlich. Da waren auch ein paar Leute, die wir gekannt haben vom Schlangestehen vor dem Konsulat. Die haben wir dann auch alle dort getroffen. Und da war Musik. Wir haben getanzt. Dann hat es verschiedene Flirts gegeben, so wie auf jedem Schiff. Sogar damals, weißt du! Die Leute waren doch froh, dass sie gerettet waren, mit einem Wort, *no?*“

„Dann kommen wir hier an, mutterseelenallein“

Als das Gespräch auf die Ankunft in Argentinien kommt, werden bei Charlotte Koppmann zwiespältige Erinnerungen wach. Wenn sie einerseits von einem „schönen Land“ spricht, kann diese Charakterisierung tatsächlich ihren ersten Eindruck widerspiegeln, könnte aber durchaus auch durch spätere Wahrnehmungen mitbeeinflusst sein. Andererseits bringt das Thema der Ankunft aber auch Erinnerungen an die Härte des EmigrantInnenloses ans Tageslicht. Ein Ankommen mit praktisch leeren Händen bedeutete in erster Linie, das Überleben mit der erstbesten Arbeit zu sichern. Zeit für Muße, Zeit für eine Erkundung der fremden Stadt, Zeit zum Nachdenken über das eigene Schicksal scheint es in den ersten Monaten praktisch nicht gegeben zu haben.

„*Bueno*, und dann sind wir eben hier angekommen, in diesem schönen Land, das auch damals sehr schön war. ... Dann kommen wir hier an, mutterseelenallein, ohne Geld, ohne irgendeine Bekanntschaft, Verwandtschaft, mutterseelenallein. Ich weiß nicht, es war fürchterlich. Aber wenn ich heut drüber nachdenk', war es nicht so fürchterlich, wie ich mir vorstell', dass es fürchterlich hätte sein müssen. ... *Bueno*, aber weißt du, wenn man jung ist, ist es doch ganz anders. Wenn wir alt gewesen wären und so hergekommen wären wie damals, wären wir zu

Grunde gegangen. Aber wenn man jung ist, dann hat man Kräfte und ... lernt auch Leute kennen.

Da sind wir dann in so ein billiges Hotel gegangen, das war — glaub ich — voller Wanzen, in der Lavalle.³ ‚Zur Post‘ hat das geheißen. Wahrscheinlich war das eine Absteige. Ich wusste sowieso gar nicht, was das ist. Und am nächsten Tag in der Früh haben wir ein Zimmer gesucht. Wir hatten 50 Mark, das war Bordgeld. Das hatten wir nicht ausgegeben. Das ist — so stell ich mir das vor — so viel wie heute vielleicht 50 Pesos. Nein, es müsste mehr gewesen sein, weil wir hatten ein Zimmer gemietet in so einem *conventillo*. ... Es ist unvorstellbar, dass man eigentlich nicht zu Grunde geht, ohne Geld und in so einem *conventillo*, wo ich nicht einmal gewusst hab’, was ein *conventillo* ist und dann auf einmal gesehen hab, dass das eine Küche für alle ist. Und da hat einer neben dem anderen gewohnt in so einem Zimmer. Dann war ein Bad, das war auch für alle. Weiß gar nicht mehr, wie viele Leute da waren. Ich hab’ dort irgendwas gekocht oder nicht gekocht, das weiß ich nicht mehr. Aber es war wahnsinnig schwierig, weil ich hab’ doch keine Ahnung von der Sprache gehabt.“

Konkret darauf angesprochen, was für einen ersten Eindruck Buenos Aires auf sie gemacht habe, meint Charlotte Koppmann nachdenklich:

„Weißt du, das kann ich gar nicht ... Ich bin ja nicht als Tourist gekommen. Das ist ein Riesenunterschied. ... Ich hab’ nicht drüber nachgedacht, ehrlich gesagt. Ich habe nicht drüber nachgedacht, weil wir waren zu sehr mit uns beschäftigt, weißt du. Wir waren zu sehr damit beschäftigt, Arbeit zu haben, Geld zu verdienen, um überleben zu können.“

Die *tranvía*⁴ war furchtbar billig, 10 Cents. Aber trotzdem sind wir zu Fuß gegangen. Wenn es fünfzehn, zwanzig *cuadras*⁵ waren, sind wir immer zu Fuß gegangen, weißt du, um 10 Cents zu sparen. Aber ich kann nicht sagen, dass ich meine, meine ... An das kann ich mich erinnern: Wir sind auf der Cabildo⁶ spazieren gegangen. Und da hab’ ich

³ Zentrale Einkaufsstraße in Buenos Aires.

⁴ Straßenbahn.

⁵ Häuserblocks. Buenos Aires ist wie praktisch alle Städte in den ehemaligen spanischen Kolonien im Schachbrettmuster aufgebaut. Distanzen innerhalb der Stadt werden aus diesem Grund in *cuadras* und nicht in Metern oder Kilometern angegeben.

⁶ Die Avenida Cabildo ist eine der Hauptstraßen im Stadtteil Belgrano. Dieses Viertel hatte vor 60 Jahren noch den Charakter eines Vorortes mit niedrigen Häusern und viel Grün. Viele Neuankömmlinge aus Deutschland und Österreich ließen sich in Belgrano nieder, was diesem Viertel einen Hauch eines kleinen, deutschsprachigen Mikrokosmos verlieh.

NIGG / METTAUER: „... IMMER NOCH DIE EMIGRANTEN“

mir gedacht, wenn wir jetzt weiter gehen und noch weiter, muss doch ein Wald kommen. Und ich konnte nicht begreifen, dass da kein Wald kommt. [Die Stimme versagt ihr] Also ich konnt' ... man geht und geht und dann muss doch irgendwo ein Wald kommen. Also ich war ... das war für mich schrecklich, dass da kein, dass da nix in der ganzen Umgebung war. So ungewohnt, weißt du. Ich wollt' immer nur ... ich wollte in den Wald, ich wollte im Wald spazieren gehen. Und ich bin auf der Cabildo gegangen, und es ist kein Wald gekommen. Ich konnt' das ... Am Anfang ... Nachher gewöhnt man sich dran.“

Die Ansprüche an die Freizeit mussten in den ersten Jahren bescheiden bleiben. Ein Spaziergang auf der Cabildo im Herzen vom Stadtteil Belgrano brachte zwar vielleicht etwas Abwechslung in den harten EmigrantInnenalltag. Aber die Wochenenden riefen in Charlotte Koppmann immer auch schmerzhaft Erinnerungen an die unvergesslichen Wochenendausflüge ihrer Jugendzeit in den Wienerwald wach. Nein, sie war nicht als Touristin nach Argentinien gekommen, sondern durch eine wahnwitzige Politik ihrer Heimat beraubt und gegen ihren Willen in ein fremdes Land verpflanzt worden. Die Eingewöhnungsphase musste deswegen notwendigerweise umso länger dauern.

„Und es ist trotzdem irgendwie weiter gegangen“

Als die ersten österreichischen EmigrantInnen nach Argentinien gelangten, fanden sie in Buenos Aires bereits eine relativ gut organisierte deutsche Gemeinde vor. Diejenigen, die Deutschland in den ersten Jahren nach der Machtergreifung Hitlers verlassen hatten, konnten einen großen Teil ihres Besitzes nach Argentinien retten, während die meisten österreichischen EmigrantInnen mit den üblichen zehn Reichsmark und im besten Falle mit einem so genannten Lift⁷ nach Argentinien gelangten. Diese bereits relativ gut situierte Schicht der deutschen EmigrantInnen bot vielen Neuankömmlingen Arbeitsmöglichkeiten, wo sich ihre fehlenden Spanischkenntnisse nicht hinderlich auswirkten. Qualifizierte, der Ausbildung entsprechende Arbeitsplätze waren aber rar.

⁷ Container. Es war den legal ausreisenden Flüchtlingen erlaubt, einen Teil des Haushaltes über bestimmte Speditionsfirmen in ihre zukünftige „Heimat“ zu verschicken. Was in der Theorie als alltäglicher Vorgang erscheint, war in der Praxis ein Unterfangen mit zweifelhaftem Erfolg. Manchmal wurde direkt von der Speditionsfirma ein Teil des Umzugsgutes zurückbehalten, wohl wissend, dass die BesitzerInnen keine Chancen hatten, ihr Hab und Gut einzufordern. In anderen Fällen wurden die Lifts von der Zollbehörde nach dem Kontrollieren derart nachlässig geschlossen, dass z. B. statt einem Service ein Scherbenhaufen nach Übersee gelangte. Mit Ausbruch des Krieges und den daraus folgenden immer komplizierteren Emigrationsrouten blieb der Lift meist irgendwo unterwegs hängen und ward nie mehr gesehen.

„Also, bei meinem ersten Posten hab’ ich als Köchin gearbeitet bei einer Emigrantenfamilie. Palatschinken musste ich machen. Hatte keine Ahnung und hatte sie natürlich so gemacht, dass alles geronnen ist, weil ich zu wenig Mehl reingegeben hab’, was ich heute zufällig weiß. Nach einem Tag bin ich dort rausgeflogen. Und dann hab’ ich irgendwo genäht, und mein Mann hat alle möglichen Arbeiten gemacht. Aber er war sehr ... er war nicht so stark. Er hat, wenn er wo angefangen hat zu arbeiten — irgendwas, Maurer, weiß ich nicht, irgendwas — und man hat ihn entlassen und dann ist er jedes Mal krank geworden. Flucht in die Krankheit! Weißt du, das hab’ ich dann gelernt, dass es dafür einen Ausdruck gibt. ... Ich weiß nicht wie das dann ... Also es ist trotzdem immer irgendwie weiter gegangen, sonst würd’ ich ja nicht hier so sitzen und das alles erzählen können.

... Und dann hab’ ich Wäsche geflickt. Ich hatte keine Ahnung vom Wäscheflicken. Irgendwie hab’ ich’s gemacht, aber ich weiß nicht mehr wie. [lacht] *no sé*⁸, das ist heute unvorstellbar, weißt du, wie ich das gemacht habe. Wäscheflicken! Und ich war doch vom Büro, amerikanische Firma. [lacht] Und dann flick’ ich die Wäsche! Die Leut waren ganz zufrieden. Wieso weiß ich nicht. Komisch. Aber irgendwie hab’ ich dann ... ich weiß nicht ... weißt du, wenn man muss, irgendwie geht das dann. ... Irgendwie, komischerweise, ich konnte immer alles, was man von mir verlangt hat. Das konnte ich immer irgendwie, weil ich wollte das. Ich war ehrgeizig.“

Charlotte Koppmann brachte eine wichtige Eigenschaft mit, die sich andere EmigrantInnen erst mühsam und nach einschlägigen Erfahrungen aneignen mussten: „Sag nie nein, wenn du gefragt wirst, ob du dies oder jenes kannst.“ Sie hatte erkannt, dass sie im Fall des Versagens von keinem sozialen Netz aufgefangen werden würde. Ihr eigenes Überleben und Weiterkommen sowie das ihrer Familie hing davon ab, ob sie es schaffen würde mit den Fähigkeiten, die sie aus Europa mitgebracht hatte, genügend Geld für den Unterhalt zu verdienen. Dass nicht alle Menschen aus demselben Stoff gemacht sind, musste sie am eigenen Leib erfahren, wenn ihr Mann jeweils unter der Last der Sorgen und Probleme zusammenbrach. Angesichts dieser Schwierigkeiten bringt sie im Gespräch immer wieder ihr Erstaunen darüber zum Ausdruck, dass sie all die Hindernisse überwand und sich trotz Rückschlägen langsam in die Mittelschicht hocharbeiten konnte.

⁸ Ich weiß nicht.

„Der Mann war nur Kaufmann“

Die erzwungene Emigration katapultierte die Betroffenen aus einem ihnen bekannten Gesellschaftssystem hinaus ins Ungewisse, wo oft ihr bisheriges soziales Prestige in Frage gestellt wurde und die herkömmlichen Rollenmuster ihre Gültigkeit verloren. So mussten beispielsweise Jugendliche, die bis dahin ein behütetes SchülerInnenleben geführt hatten, mit Arbeit zum Familieneinkommen beitragen, oder Ehefrauen, die sich zu Hause einzig und allein um den Haushalt gekümmert hatten, waren gezwungen, ihre Familien mit einem Dienstmädchenlohn zu erhalten. Diese Veränderung der sozialen Beziehungen führte nicht selten zu Spannungen, die zusätzlich durch Sorgen um Verwandte in Europa und beengte Wohnverhältnisse angeheizt wurden.

„Es hat viele Frauen gegeben, die von ihren Männern weg und mit anderen Männern zusammen sind, weil ihre Männer zuwenig verdient haben und andere mehr. Das ist sehr oft vorgekommen. Natürlich muss man dazu sagen, dass viele geheiratet haben, um auszuwandern, weil die Frau vielleicht einen Beruf hatte. Und der Mann war nur Kaufmann, *no*? Das hat dieser Bekannte aus Wien ja auch ... Die Freundin von ihm war ja Schneiderin, die war natürlich sehr gesucht. Weil eine Schneiderin kann überall auf der ganzen Welt arbeiten.“

Berufsgruppen, die in Österreich mit einem bestimmten sozialen Ansehen verbunden waren wie z. B. ÄrztInnen oder RechtsanwältInnen, hatten es in einem fremden Land besonders schwer, beruflich Fuß zu fassen. Ihnen blieb meist nichts anderes übrig, als ihren Titel mühseligst nostrifizieren zu lassen oder den Beruf zu wechseln. Im Gegensatz dazu hatten SchneiderInnen, wie von Charlotte Koppmann erwähnt, in der Regel kein Problem, schnell Arbeit zu finden, da ihr Handwerk universal war und sie zudem für ihre Arbeit nur einen minimalen spanischen Wortschatz benötigten. Demgegenüber war es eine unabdingbare Voraussetzung, mehr oder weniger fließend Spanisch zu sprechen, um als Kaufmann erfolgreich zu arbeiten zu können.

Die in Europa traditionelle geschlechtsspezifische Arbeitsteilung führte nun dazu, dass Frauen in der Emigration oft problemloser eine Anstellung fanden, während vor allem Männer, die in Österreich einen qualifizierten Beruf ausübten, höhere Ansprüche an einen Arbeitsplatz stellten und daher länger arbeitslos blieben.

„Yo tengo un varón“

Nach nur zehn Monaten in Argentinien kam Charlottes Tochter auf die Welt. Die Geburt ist für sie ein unvergessliches Erlebnis geblieben, das noch akzentuiert

wurde durch die Tatsache, dass inmitten widrigster Umstände und eines Klimas von Angst, Unsicherheit, Leid und Sorgen neues Leben erwachte.

„Ja, also Spanisch konnte ich fast nicht, weil ich, wie gesagt, hauptsächlich bei Emigranten gearbeitet hab' und mich auch irgendwie nicht getraut hab' zu sprechen. *Bueno*, so ist das eben, *no*? Und im Spital war ich mutterseelenallein. ... Das war fürchterlich. Ich hatte überhaupt keine Ahnung. Nachdem mir kein Mensch gesagt hat, wie so eine Geburt vor sich geht, d. h. wie sie vor sich geht, konnte ich mir vorstellen, aber ich hab' geglaubt, ich sterbe. ... Nur das Glück ist, dass wenn's vorbei ist, vergisst man's gleich. Und die haben mich dann mit den anderen ‚Damen‘ — unter Anführungszeichen — rausgeschoben in so einen Vorraum. Und dann haben die Frauen untereinander — es ist ihnen ja schon ganz gut gegangen nach der Geburt, da war man wahrscheinlich schon schwach ..., aber wir sind ja gelegen — und da haben sie sich untereinander unterhalten: ‚Was hast du? Hast du denn einen Bub oder hast ein Mädels?‘ Und dann haben sie alle gesagt: ‚*Yo tengo un varón*.‘ Und die andere hat gesagt: ‚*Yo también tengo un varón*.‘ Und da denk' ich mir, das ist doch nicht normal. Diese armen Frauen, die ja wirklich arm waren, wieso kommen da lauter Barone auf die Welt? Also ich konnte das überhaupt nicht begreifen. Ich hatte das Wort nicht gekannt, also bis man mich dann aufgeklärt hat und gesagt hat, dass sie hier die Buben *varón* nennen.“

„Schickt uns das Visum, sonst kommen wir nach Theresienstadt!“

Für einen Bekannten und dessen Ehefrau, den Herr Koppmann in Wien bei einem Vorbereitungskurs für handwerkliche Arbeiten⁹ kennen gelernt hatte, besorgte Charlotte von Argentinien aus ein Visum. Doch obwohl diese Bekannten von Wien aus eine ansehnliche Summe Geld nach Argentinien transferieren ließen, war es im Jahr 1939 bereits praktisch unmöglich, eine legale Einreisemöglichkeit für Nichtfamilienmitglieder zu erhalten. Aber es gelang Charlotte trotzdem, ein Visum für Paraguay zu kaufen. Als das Ehepaar schlussendlich in Buenos Aires ankam, musste die Zollbehörde bestochen werden, damit die bei-

⁹ Viele EmigrantInnen versuchten sich vor ihrer Abreise auf ein Leben in der Fremde vorzubereiten, indem sie ein Handwerk erlernten oder einen Kurs über Landwirtschaft besuchten. Was in Deutschland eine regelrechte Infrastruktur an Ausbildungsmöglichkeiten hervorbrachte, musste in Österreich angesichts der sich überstürzenden Ereignisse nach dem Anschluss eine spontane, auf der Initiative jedes Einzelnen beruhende Aktion bleiben.

NIGG / METTAUER: „... IMMER NOCH DIE EMIGRANTEN“

den in Argentinien bleiben konnten. „Das war alles *medio* Schw-, also alles halb Schwindel, weißt du? Da haben alle verdient daran.“

Zur selben Zeit gelangten aus Wien verzweifelte Briefe der Eltern und der Schwiegermutter nach Buenos Aires. So wurde Charlotte Koppmann nebst der Sorge um das Überleben ihrer kleinen Familie auch noch der immense bürokratische Aufwand und die zahlreichen Amtsgänge aufgelastet, die nötig waren, um eine *llamada*, eine Einreiseerlaubnis, zu erhalten. Im Verlauf des Verfahrens mussten die Koppmanns schließlich die wenigen Wertgegenstände, die sie aus Europa mitgebracht hatten, versetzen, um die diversen Amtsgebühren und wohl auch Schmiergelder zu entrichten. Kopfzerbrechen bereitete Charlotte, wie sie das für eine *llamada* erforderliche Bankguthaben, das sie selbstverständlich zu jenem Zeitpunkt nicht besaß, auftreiben sollte. In der Verzweiflung griff Charlotte nach jedem Strohalm, der sich ihr bot.

„Also, das war eine ganze Odyssee, bis meine Eltern gekommen sind. Hat über ein Jahr gedauert. Wir mussten in die Emigration[-sbehörde], Schlange, Schlange, Schlange, Schlange stehen. Und die haben Briefe geschrieben, schickt uns das Visum, sonst kommen wir nach Theresienstadt, nach Auschwitz.“

... Da hatte ich eine Idee, weißt du, wenn man in so einer Verzweiflung ist. Wir haben auf der Herfahrt in Rio de Janeiro einen Herrn getroffen. Das war der Bruder einer Schulfreundin von mir, den ich nie in meinem Leben gesehen hab, aber von dem sie mir erzählt hat. ... Irgendwie hat sie geschrieben, ihre Freunde kommen, und er hat uns am Schiff besucht. Der war schrecklich nett und auch Wiener und irgendwie war da ein Zusammengehörigkeitsgefühl, *no?* ... Also ich hatte die Idee, dem Mann zu schreiben. Wenn ich mir heute denk', das war doch ein fremder Mensch im Grunde genommen. Also in der Verzweiflung hab' ich ihm geschrieben, ob er uns dieses Geld borgen kann, weil ich muss meine Eltern kommen lassen, ich muss es auf die Bank geben. Er hat mir sofort das Geld geschickt. Das war kolossal! Es gibt eben gute und schlechte Menschen.“

Die Rettung ihrer Eltern und ihrer Schwiegermutter vor den Nazischergen erfüllt Charlotte Koppmann bis heute mit großer Genugtuung und Stolz. Bisweilen mischt sich auch ein Gefühl der Verwunderung über ihre eigenen Kräfte, die ihr damals in diesen schwierigen Zeiten erwachsen sind, unter diese Zufriedenheit.

„Weißt du, ich hab' drei Menschen gerettet. Dass aber alle drei nicht nett zu mir waren, nicht gut zu mir waren, steht auf einem anderen

Blatt. Aber das ist mir heute auch schon egal. ... Also ich sag' dir, wie weiß ich nicht. Das waren lauter Wunder.“

„Ich hab' Angst gehabt, wir müssen auf der *plaza* schlafen“

Die Entwurzelung durch die erzwungene Emigration und der Prozess der Eingewöhnung in Argentinien, der freilich Jahrzehnte in Anspruch nahm, spiegeln sich in der langsamen Verbesserung der Wohnsituation wider. Die Überfahrt bildet dabei sozusagen das Bindeglied zwischen zwei Welten und zugleich einen schwerelosen Raum. Die nackte Angst ums eigene Überleben hatten die von den Nazis Verfolgten zusammen mit ihrem bisherigen Leben in Europa zurückgelassen. Die sie erwartenden Schwierigkeiten in der Fremde hingen zwar wie ein Damoklesschwert über ihnen, waren aber noch nicht greifbar. Die erste Nacht in Buenos Aires in einem Hotel voller Wanzen und das nachfolgende Zusammengepferchtsein mit fremden Leuten in einer Unterkunft, die an die Wohnsituation der europäischen ArbeiterInnen vor 100 Jahren erinnert, ließ die süße Illusion der Schiffsreise im Nu wie eine Seifenblase zerplatzen. Doch das Leben in einem so genannten *conventillo* war auf die Dauer nicht tragbar, zumal Charlotte Koppmann bald nach der Ankunft mit ihrer Tochter schwanger wurde. Daraufhin bezogen die Koppmanns ein Zimmer im Haus einer italienischen Familie. Der nächste Schritt bildete eine Wohn- und Arbeitsgenossenschaft mit jenem Ehepaar, denen sie die Einreisebewilligung nach Argentinien verschafft hatten. Doch auch diese Lösung entpuppte sich als problematisch, nachdem es zu persönlichen Differenzen zwischen den BewohnerInnen gekommen war. Nach dieser Erfahrung suchten sich die Koppmanns wieder ein Zimmer in Untermiete. Ihre ökonomische Situation war zu jenem Zeitpunkt immer noch relativ gespannt, mussten sie doch zusätzlich für einen Teil des Unterhalts der Eltern und der Schwiegermutter aufkommen. Die Ansprüche an die Unterkunft blieben deshalb gewungenermaßen in diesen ersten Emigrationsjahren noch sehr bescheiden. Erst nach ungefähr 6 Jahren, als Charlotte Koppmann mit ihrem zweiten Kind schwanger war, erlaubten es die finanziellen Möglichkeiten, eine eigene Wohnung zu mieten, in der sie auch eine Werkstatt einrichten konnten. In diesem Haus, mitten im Zentrum von Buenos Aires, sollte Charlotte schließlich beinahe 60 Jahre wohnen. In den fünfziger Jahren bot sich den Koppmanns die Gelegenheit, begünstigt durch eine das Wohneigentum fördernde Politik, im selben Haus eine Wohnung zu kaufen, die sie nach ihrem Geschmack renovierten. Da ihr Ehemann kurz nach dem Umzug von der Miet- in die Eigentumswohnung starb, blieb Charlotte alleine in der großen Wohnung zurück. Eine Unabhängigkeit, die sie bald sehr zu schätzen wusste. Erst als mit den Jahren das Gehen immer mühsamer wurde, was Charlotte Koppmann mehr und mehr an die eigenen vier Wände

NIGG / METTAUER: „... IMMER NOCH DIE EMIGRANTEN“

fesselte, konnte sie sich entschließen, in das Haus ihrer Kinder in der Provinz Buenos Aires zu ziehen, wo sie heute ihre Sehnsucht nach der Natur in Form eines begrünten *patios* wenigstens zum Teil stillen kann.

„Die haben eine *Riesenpileta*¹⁰ gehabt“

In den ersten Jahren in Argentinien beschränkte sich das gesellschaftliche Leben der Koppmanns praktisch ausschließlich auf das deutschsprachige EmigrantInnenmilieu. Der bereits rund 50 Jahre früher von deutschen SozialistInnen gegründete Verein Vorwärts beispielsweise bot den Neuankömmlingen einen Ort, wo sie Deutsch sprechen, Sport treiben, tanzen, essen und sich politisch betätigen konnten. Daneben gab es das überparteiliche *Comité Austríaco*, auch *Austria libre* genannt. Große Anziehungskraft auf viele deutschsprachige EmigrantInnen hatte die Israelitische Kulturgemeinschaft [IKG], die ähnlich wie der Vorwärts in einiger Entfernung von Buenos Aires ein großzügiges Clubgelände besaß.

„Wir sind dann sehr bald zum Vorwärts. Wie meine Tochter zwei Jahre alt war, also nach drei Jahren. Da hat sich das Leben doch ein bisschen geändert, weißt du. Da waren unsere Leute, mit denen wir Sport getrieben haben. ... Und dann haben wir sehr nette Leute ... also auch sehr viele Wiener getroffen, *no*? Da war auch einer, der das Restaurant gehabt hat mit seiner Frau, der hat Reisfeld geheißt. Das war auch ein Wiener. Da konnte man billig essen. Die haben so Wiener Küche gemacht. Und *bueno*, die haben auch manchmal Tanzabende gemacht, weißt du. ... Das war irgendwie sehr schön, ... und wir haben uns sehr wohl dort gefühlt. ... Leider haben sie keinen *swimming pool* oder *pileta*, wie man hier sagt, dort gehabt. ... Wir sind dann ausgetreten, weil ja die Kinder, wenn's doch heiß ist, schwimmen wollen. Da sind wir dann in die IKG eingetreten. Die haben eine *Riesenpileta* gehabt. ... Da waren furchtbar viele Leute, voll, und für die Kinder war das sehr schön.

... Ich liebe die Natur sehr, aber was hab' ich davon, wenn sie so weit weg ist? Man wird bescheiden, eigentlich sehr bescheiden. Wir sind dann jeden Sonntag nach Banfield zur IKG, und da haben wir unsere Gesellschaft gehabt. Zuerst hab' ich auf die Kinder aufgepasst, und nachher hab' ich dann angefangen, Tennis zu spielen. Später vor allem sind wir dann viel geschwommen. Und dann waren immer irgendwel-

¹⁰ *Pileta* = Schwimmbecken.

che Wettbewerbe. Ja und am Sonntag Nachmittag hat man getanzt. Um fünf oder sechs war dann Musik. Damals waren noch Platten. Ist schon lange her. Wie lang ist denn das her?“

Ungefähr zur selben Zeit begannen die Koppmanns sich regelmäßig mit anderen sozialistisch eingestellten österreichischen Ehepaaren zu treffen. Man lud sich gegenseitig nach Hause ein, wo nach dem gemeinsamen Abendessen eine politische Diskussion oder ein Vortrag in Gang kam. Die Tradition dieser Diskussionsabende führten die Beteiligten auch lange nach Kriegsende noch fort, als sich längst die einzige genuin österreichische Exilorganisation in Buenos Aires, *Austria libre*, der vormaligen Bedeutung verlustig geworden, zu einer unbedeutenden kulturellen Vereinigung umfunktioniert hatte.

„Die haben eine andere Mentalität wie wir“

Obwohl die meisten Exilorganisationen oder Clubs und damit auch der Freundeskreis sowohl von Deutschen wie von ÖsterreicherInnen frequentiert werden, weist Charlotte Koppmann darauf hin, dass es Unterschiede zwischen den EmigrantInnen aus Deutschland und Österreich gibt. Das mag u. a. damit zusammenhängen, dass die ÖsterreicherInnen praktisch ohne Ausnahme aus Wien stammen, d. h. in einer Hauptstadt mit einem reichen kulturellen Leben aufgewachsen sowie auf die eine oder andere Art vom Roten Wien beeinflusst worden waren. Die deutsche EmigrantInnengemeinde ist im Gegensatz dazu viel heterogener. Ein beträchtlicher Prozentsatz stammte aus Kleinstädten und war z. T. in einem eher konservativ-bürgerlichen Milieu aufgewachsen. Auch vom religiösen Standpunkt her gesehen gab es Differenzen, zählte sich doch die Mehrzahl der ÖsterreicherInnen zu den so genannten Dreitagesjuden¹¹, wenn sie nicht sogar gänzlich atheistisch waren. Im Gegensatz dazu wurden auf Anlass der deutsch-jüdischen Gemeinde zahlreiche Religionsgemeinschaften gegründet.¹²

Möglicherweise werden in der gegenseitigen Wahrnehmung zwischen den beiden Gruppen aber auch Stereotype weitergepflegt, die noch aus Europa mitgebracht wurden und bis heute zur Erklärung der latenten Differenzen herangezogen werden.

Auf die Frage, ob es Unterschiede zwischen deutschen und österreichischen Emigranten und Emigrantinnen gab oder gibt, meint Charlotte Koppmann:

¹¹ Dreitagesjuden nennen sich diejenigen, die nur zu den hohen Feiertagen wie Rosh Hashana und Jom Kippur in den Tempel gehen.

¹² Vgl. dazu Alfred Bauer, Antifaschistische Arbeit der deutschen und österreichischen Emigration in Argentinien, in: Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst, Nr. 2, 42. Jahrgang, 1987: Vergessene und Unbekannte. Österreichische Exilliteratur, S. 74.

NIGG / METTAUER: „... IMMER NOCH DIE EMIGRANTEN“

„Unbeschreiblich, *no?* [lacht] Allerdings, muss ich dazusetzen, dass meine beste Freundin, mit der ich fast vierzig Jahre ganz, ganz eng befreundet war, eine Berlinerin war. ... Aber sonst die Deutschen? Die haben eine andere Mentalität wie wir. ... Eine absolut andere Mentalität. Und die da im Club bei mir sind ... einige finde ich — überheblich wie ich bin — ziemlich primitiv. Hat einige, die kommen aus Frankfurt. Aber damals ... — heute ist Frankfurt ja schon fast eine Weltstadt, *no?* — aber sagen wir, wie die in die Schule gegangen sind ... Aber wir kommen zusammen, *no?* Das geht nicht, weil man kennt sich in dem Club bald 60 Jahre. Und dadurch ... hat sich so ein Kreis gebildet. Aber ... sagen wir ... die sind irgendwie anders wie wir. Aber es ist leider Gottes immer so, dass heute die Österreicher die Deutschen auch nicht lieben. Und so ist's geblieben, und so wird es ewig sein.“

„Man hat's mir genommen. Gestohlen“

Als das Gespräch auf das Thema Österreich kommt, wird offensichtlich, wie sehr diese Thematik Charlotte Koppmann nach wie vor bewegt. Die Schilderungen ihrer Gefühle und Wahrnehmungen besitzen eine große Intensität, gerade weil Charlotte mit einfachen Worten Erlebnisse, Anekdoten und Assoziationen erzählt.

„Einmal waren wir im Kino. Das war irgend so ein Dokumentarfilm über Österreich. Und da war eine Wiese mit Enzianen — ich weiß nicht, wächst Enzian auf der Wiese? — und die grüne Wiese und der blaue ... Ich hab' sooo geschluchzt! Ich bin aus dem Kino raus. [Weint] Ganz laut hab' ich angefangen zu schluchzen. Ich bin aus dem Saal raus ... Also es war fürchterlich! Der Anblick hat mich erschüttert. Die Wiese mit dem Enzian, das war zuviel für mich in diesem trockenen Buenos Aires. Weißt du, man konnt' sich doch nix erlauben, nix. Spazieren gehen auf der Cabildo, bah! ... Das sind so einzelne Momente, weißt du, aus dem Leben von damals, *no?* [Weint] Es sind schon so viele Jahr her, aber es ... Ich könnt's schon längst vergessen haben, *no?* Eigentlich. Aber ich ... es geht nicht.“

Gefragt ob sie sich für das aktuelle Geschehen in Österreich interessiert, antwortet Charlotte Koppmann: „Zu zwanzig Prozent, wollen wir sagen. Oder dreißig Prozent. Es interessiert mich schon, aber weißt du ... im Moment sind wir alle so unglücklich hier, dass in unserem Kopf schon kein Platz mehr ist für ... für die Geschehnisse Österreichs. ... Es ist kein Platz mehr, weil das letzte Jahr ist von

Tag zu Tag so katastrophal geworden. ... Ich meine, ich interessier' mich ein bisschen, aber nicht allzu sehr, *no?* Es geht nicht.“

Ihre Reflexionen darüber, welche Bedeutung Österreich für sie noch immer hat, machen deutlich, wie prägend die Jahre der Kindheit, Jugend und die Zeit als junge Erwachsene in Wien gewesen sein müssen — und wie tief die Verletzung über den Verlust der einstigen Heimat ist.

„Wollen wir sagen, es [Österreich] hat noch immer eine ... eine ... Nummer eins, trotzdem. Weil ich bin dort geboren ... [weint] Nummer eins! Was soll ich machen? Man hat's mir genommen. Gestohlen. ... So ist es.“

„Es wär' schöner gewesen“

Gegen Ende des Gesprächs reflektiert Charlotte Koppmann unaufgefordert den Einfluss der Emigration auf ihr Leben. Sie beginnt damit, wie ihr Mann nach zwei Jahren als Angestellter in einer internationalen Firma diesen sicheren und gut bezahlten Arbeitsplatz gegen die unsicherere, aber ihn erfüllende Arbeit als Kunsthandwerker tauschte.

„Dann hat's wieder so begonnen, dass wir wieder zusammen waren den ganzen Tag, und wieder musste ich in der Werkstätte arbeiten, also, *bueno*, machen wir mal einen Punkt.

Es wär' schöner gewesen, das ist für mich hundertprozentig klar. ... Das ist doch ein fremdes Land, noch immer, nach 63 Jahren! Ich hab' mich sehr gewohnt an das Land und die vom Club ... waren schrecklich nett, furchtbar nett. Aber weißt du, ich hatte so einen wunderbaren Posten, und den hätt' ich wahrscheinlich nie verloren, ... weil eine amerikanische Firma hätte keinen Grund gehabt, aufzuhören zu arbeiten. Und sie hätten auch keinen Grund gehabt, mich zu entlassen. Und ich hab' sehr schön verdient, und mein Mann hat auch verdient.“

Der Berufswechsel ihres Ehemannes bedeutete für Charlotte, dass sie nicht mehr nur bei den Kindern zuhause bleiben konnte, was für sie eine der „glücklichsten Zeiten ihres Lebens war“, sondern zusätzlich in der Werkstatt ihres Mannes mithelfen musste. Diese Arbeit hat ihr offensichtlich nie zugesagt, im Gegensatz zu ihrer Tätigkeit als Sekretärin in Wien. In nicht zu Ende geführten Sätzen deutet sie an, dass ihr Leben, wenn sie nicht zur Auswanderung gezwungen worden wäre, von weniger Sorgen geprägt gewesen wäre. Sie unterstreicht dies mit dem Hinweis auf den guten Verdienst von ihr und ihrem Ehemann in Österreich. Obwohl Charlotte Koppmann in Argentinien eine Familie gründen und sich wirtschaftlich in die Mittelschicht hocharbeiten konnte, lässt sie mit ihren Worten

NIGG / METTAUER: „... IMMER NOCH DIE EMIGRANTEN“

keinen Zweifel daran, dass sie ihre erzwungene Emigration als Abbruch einer rosigen Zukunft und als Beginn eines dornigen Weges empfindet.

„Ich glaub’, ich gehör’ doch schon hierher“

„Ich fühl’ mich eher als Argentinierin, weil meine Kinder sind alles Argentinier. Meine Enkeln, meine Enkeln ... ich hab’ doch schon Urenkeln. Die Älteste ist dreizehn Jahre. Und ... was soll ich? Als Österreicherin kann ich mich kaum mehr fühlen. Wär’ ja wahrscheinlich nicht einmal mehr normal. Ich fühl’ mich schon! Wenn ich das Wort Österreich höre, sehe ich Wald und Bäume und Blumen und Seen und Gebirge. Das ist für mich Österreich. Und dann wenn ich ein bisschen länger nachdenke, dann erinnere ich mich an das Josefstädter Theater, an das Volkstheater, an den Ring und ... und die letzten Besuche. Aber das ist dann schon, wenn ich weiter denke, *no?* Wenn ich Österreich hör’, dann denke ich nur an den Wald, an die Erdbeeren, die wir gefunden haben, und an die Himbeeren. [weint]
... Ich fühle mich natürlich ja zu Hause hier, aber ich bin nicht zu Hause. Ich fühl’ mich zu Hause, aber ich bin’s nicht. Manchmal denke ich mir: ‚Was machst du hier. Du gehörst doch gar nicht hierher.‘ Aber das vergeht dann wieder, weißt du. Zu Hause? ... Weißt du, es bleibt mir doch nichts anderes übrig, *no?* Schau mal, gestern Nachmittag habe ich mich mit diesen Kolleginnen und Freundinnen getroffen. Die sind so reizend. Die Argentinierinnen, *no?* Die sind im Alter zwischen fünfundvierzig und fünfundsechzig, wollen wir sagen, *no?* Viel jünger als ich. Und die sind so herzlich. Viel herzlicher wie die Deutschen und Österreicher. ... Das gibt’s in Österreich wahrscheinlich gar nicht, diese Herzlichkeit. ... Zu Hause bin ich nicht, nein. [seufzt] Aber ich glaube, ich würde heute in Österreich auch nicht mehr zu Hause sein. Ich glaube, wenn ich in Österreich wäre, würde ich mich nach hierher sehnen. Wahrscheinlich. ... Also ich war in Österreich. Da waren sie eigentlich auch sehr nett. Aber da war ich als Touristin. Ist natürlich ein großer Unterschied, *no?* Ich weiß nicht, ob ich ... In Österreich in so einem Altersheim glaub’ ich nicht, dass ich sehr glücklich wäre. Ich weiß nicht, ob die Humor haben [lacht] oder schon halbdeppert sind oder ganz deppert sind. ... Weil die Mentalität ist ja doch ... das Südländische ist ja doch herzlicher, weißt du. Ich glaub’, ich gehör’ doch schon hierher.“

Die scheinbare Widersprüchlichkeit in Charlottes Aussagen über ihre Identität und die Verbundenheit mit einem Land drücken ihre Zerrissenheit aus zwi-

schen Argentinien und Österreich. Sie fühlt sich auch nach mehr als sechzig Jahren in Argentinien manchmal noch als Ausländerin, obwohl sie argentinische FreundInnen hat und zuvorkommend und respektvoll behandelt wird von ihren Mitmenschen. Das Gefühl, nicht nach Argentinien zu gehören, scheint also eher ihrer Eigenwahrnehmung zu entspringen. Gleichzeitig fühlt sie aber, dass sie heutzutage auch in Österreich nicht mehr heimisch werden könnte — ganz abgesehen davon, dass der größte Teil ihrer Familie in Argentinien lebt. Auch wenn Charlotte Koppmann unumwunden eingesteht, dass ihre Wiener Jahre sehr prägend waren, so ist sie sich aber auch im Klaren darüber, dass sie die sechs Jahrzehnte in Buenos Aires verändert haben.

„Ich bin ... man ist viel, viel großzügiger wie drüben. Man lädt sich sein: ‚Komm wir trinken einen Kaffee.‘ Und dann zahl ich, oder der reißt sich darum, das zu zahlen. Drüben glaub’ ich, machen sie noch halb und halb. ... Hier sind sie viel, also hier ist man ... viel großzügiger.“

Charlotte träumt wie so viele österreichische EmigrantInnen von einem Wien und einem Österreich, dass es inzwischen längst nicht mehr gibt. Was man ihr vor 60 Jahren gestohlen hat, könnte man ihr heute nicht mehr zurückgeben — selbst wenn der politische Wille dazu vorhanden wäre. Im Wissen darum folgert sie, dass sie keine Heimat mehr hat.

Charlottes Kinder sind in ihren Augen bereits ArgentinierInnen. Allerdings besteht bei dieser zweiten Generation immer noch eine gewisse Verbindung zur deutschsprachigen Kultur. Diese Beziehung ist aber notwendigerweise relativ steril, da die Generation der Kinder bereits in einem argentinischen Umfeld sozialisiert wurde und die Tradierung der österreichischen Kultur und Mentalität einzig über die Eltern verlief, die in jenen Jahren praktisch keinen direkten Kontakt mehr zu Österreich hatten.

Am offensichtlichsten manifestiert sich diese Verbindung in der deutschen Sprache, die den Kindern von Charlotte und ihrem Mann zu Hause vermittelt wurde. Die zahlreichen Enkel- und Urenkelkinder sprechen in der Mehrheit aber bereits nicht mehr Deutsch. Nur die Tatsache, dass Charlottes Tochter mit ihren Kindern einige Jahre in Deutschland gelebt hat, hat einen neuerlichen Anknüpfungspunkt mit dem deutschen Sprachraum geschaffen.

„Die Wiener haben sich sehr schlecht benommen“

Als Mitte der Dreißigerjahre zuerst die deutschen und dann ab 1938 die österreichischen EmigrantInnen in Argentinien Zuflucht fanden, gab es im Land bereits eine relativ einflussreiche deutschsprachige Gemeinde mit diversen Clubs, Schu-

NIGG / METTAUER: „... IMMER NOCH DIE EMIGRANTEN“

len, Religionsgemeinschaften und verschiedenen Zeitungen. Die meisten Vereinigungen, Schulen und Medien hatten sich jedoch durch die aktive nationalsozialistische Propaganda gleichschalten lassen und standen deshalb den rassistisch und politisch Verfolgten aus ihrer Heimat ablehnend bis feindlich gegenüber. Angesprochen darauf, ob es irgendwelche Kontakte gab zwischen den bereits längere Zeit hier ansässigen Deutschsprachigen und den Neuankömmlingen, lässt Charlotte Koppmann keine Zweifel offen, weiß aber auch zu differenzieren, Ausnahmen zu erwähnen sowie Kritik an den eigenen Leuten zu üben. Im Tenor mit den meisten österreichischen EmigrantInnen gibt sie auch ihrer Enttäuschung Ausdruck über das Verhalten des offiziellen Österreich.

„Überhaupt nicht, überhaupt nicht! Die haben ja überhaupt keinen Versuch gemacht, sich mit uns anzufreunden. Überhaupt nicht. Dieser, dieser, dieser österreichische Club¹³, die haben uns nie auch nur eine Hand gegeben oder ... nie einen Anruf. Nie, nie, nie. Nur die evt. im Vorwärts waren, die schon ein paar Jahre früher da waren, die ja, natürlich. Aber, sagen wir, die anderen waren alle Nazis. Und die keine Nazis waren, waren doch in diesen Vereinen und mussten wohl oder übel sowieso mitmachen. Logisch, sonst hätte man sie ja gar nicht geduldet, *no?* Werden auch nicht alle Nazis gewesen sein, all die Deutschen, die hier waren. Aber niemand hat uns geholfen. Niemand! Vielleicht, ich weiß nicht, vielleicht wollten die jüdischen Flüchtlinge auch nicht mit denen sein. Ist ja auch möglich. Kann ja genau so ... Die wären ja vielleicht gar nicht gegangen, wenn man sie gerufen hätte. Also ... einige von meinen Freunden wären bestimmt nicht gegangen. Ich wär' gegangen. Dann hätt' ich gesehen, wie das ist, *no?* Aber man hätte das fördern müssen. Aber die österreichische Botschaft ... die hätte das ... also, die hat das überhaupt nicht interessiert. Also die haben überhaupt nicht ... Also muss ich schon sagen, die hätten sich ganz anders benehmen müssen. Die Deutschen bekommen ja *revistas*¹⁴ geschickt, sehr schöne sogar, ... oder werden eingeladen. Wir sind auch eingeladen worden. Ich bin auch eingeladen worden für acht Tage mit Begleitung [nach Wien]. Aber die Begleitung musst du bezahlen. Also was ist das für eine Einladung?! Acht Tage nach Wien, eine ältere Frau, *no?* Und die Begleitung muss die Fahrt bezahlen. Das Essen hast du ja auch nicht den ganzen Tag gehabt. Das musstest du auch zahlen. Und dann kannst ja auch nicht mit leeren Händen nach Wien fahren. Bist mal eingeladen oder ... *no?* Also

¹³ Sportklub Austria.

¹⁴ Zeitschriften.

die Wiener haben sich sehr schlecht benommen, sehr, sehr schlecht. Es werden heute noch Leute eingeladen nach Deutschland. Am Sonntag war ich mit einer zusammen, die ist nach Hamburg eingeladen — eine Wienerin — weil ihr Mann Hamburger war. Mit Begleitung. Sie fährt mit ihrer Tochter. Wird bezahlt!“

„Aber irgendwie steckt die Jüdin natürlich in mir“

Über das Thema Israel kommt das Gespräch auf die jüdische Identität von Charlotte. Ihre Antwort auf die Frage, ob sie sich damals für die Gründung des Staates Israel interessiert habe, macht klar, dass Charlotte Koppmann wie die meisten österreichischen Juden und Jüdinnen nie zionistisch eingestellt war. Wie sie dann Israel viele Jahre später persönlich kennen lernte, war sie trotzdem sehr ergriffen. Doch hat diese Ergriffenheit nicht nur mit der Tatsache zu tun, dass die Juden und Jüdinnen mit Israel endlich wieder einen eigenen Staat haben. Ihre Empfindsamkeit lässt sie die Bedeutung und Geschichtsträchtigkeit dieses Ortes sowohl für das Juden- wie für das Christentum erkennen.

„[Die Gründung Israels hat mich] interessiert ja. Bewegt? Ich muss darüber nachdenken, weil ... schau, das ist ja auch schon lange her. Hat uns damals natürlich ja bewegt. Aber ich weiß, was uns mehr bewegt hat, war das Kriegsende. Ich weiß, wie Frankreich ... sich freigemacht hat, *no?* ... Das war kurz vor Kriegsende. Da war eine Riiiiiesen- ... Da weiß ich, da ist mein Mann dort hingegangen, zur Plaza Francia. Das war, was uns kolossal bewegt hat. Ich möchte fast sagen, nachdem ich mich nie so ... jüdisch ... oder ... Hat mich schon bewegt, aber woll'n wir sagen, dieses Frankreich ist frei und dann das Kriegsende, das hat uns viel, viel mehr bewegt. Oder mich oder ... Weißt du, wir haben schon viel gelesen. Es war auch sehr arg da. Die sind von den Engländern so schlecht behandelt worden, die Israelis. Und haben auch viele Menschen verloren, *no?* ... Aber bewegt? Vielleicht ist das nicht der richtige Ausdruck für mich persönlich.

... Ich war dort [in Israel], und es hat mich sehr bewegt. Weißt du, jeder Moment im Leben ist anders. In diesem Moment ... das heilige Land und Jesus Christus dort und, und ... dass die Juden ihr Land gefunden haben. ... Nicht mehr verfolgt werden, so wie das eben war vor kurzem. Und doch, dieses Israel und dann Jerusalem, das ist doch etwas Spezielles in der Welt, glaube ich, *no?* Das Land ist doch das heilige Land. Weil Jerusalem ist doch irgendwie ... Jerusalem ist für mich die heilige Stadt irgendwie. Ich weiß nicht, was ich dabei denk' ... Wie ich dort war, hab' ich mich ... selber irgendwie heilig gefühlt, obwohl das natür-

lich überhaupt nicht stimmt, *no?* Aber es war irgendwie erhebend. Sagt man so? Es war ein Gefühl ... Ich kann das nicht erklären.

Interessanterweise, dass ich überhaupt nicht religiös bin, freu' ich mich, wenn ich z. B. jemanden treff' in einem Geschäft, der sagt, er ist Jude. Dann freu' ich mich darüber, dass ich jemanden gefunden hab', der so ist wie ich, weißt du. ... Das ist wie ein ... wie ein Bruder oder eine Schwester, die ich getroffen habe im Moment. Ich weiß nicht, das ist schwer zu erklären, aber irgendwie eine Zusammengehörigkeit. Irgendwie, auf irgendeiner Basis. Auch wenn ich den nie mehr sehe. ... Ich fühl' mich absolut als Jüdin. Aber ich führ' das überhaupt nicht aus, weißt du? ... Also ich ... ob ich Jüdin bin oder ... aber ich gehör doch irgendwie dazu. Nicht ob ich Jüdin bin oder nicht, ich streit's ja nicht ab. Aber irgendwie steckt natürlich die Jüdin in mir, immer, *no?*“

Charlotte Koppmann erwähnt mehrmals im Laufe des Gesprächs, dass sie in Wien vor dem Anschluss persönlich nie Antisemitismus gespürt hat. Sie lässt aber keinen Zweifel darüber, dass der Antisemitismus virulent war in Österreich.

Ihre Familie zählte sich zur bürgerlichen Mittelschicht, die einen österreichischen Patriotismus pflegte und das Judentum eher als Religionszugehörigkeit denn als Abstammung empfand. In dieser Logik kanalisierte Charlottes Vater den Antisemitismus auf die polnischen Juden und Jüdinnen, die im 2. Bezirk, auf der so genannten Mazzesinsel, wohnten und die jüdischen Traditionen befolgten. Trotz der intensiven Assimilierung ihrer Familie in Wien fühlt sich Charlotte Koppmann heute eindeutig als Jüdin und drückt im Gespräch ein Zusammengehörigkeitsgefühl mit Juden und Jüdinnen aus. Angesprochen darauf, ob sie diese Zusammengehörigkeit auch schon in Wien verspürt habe, meint sie nach längerem Nachdenken, dass die Verfolgung und die Schicksalsgemeinschaft der EmigrantInnen, in der sie heute hauptsächlich verkehrt, diese Verbundenheit verstärkt haben.

Schlusswort

Seit mittlerweile 64 Jahren lebt Charlotte Koppmann in Argentinien. Als Flüchtling mittellos angekommen konnte sie sich in Südamerika ein neues Leben aufbauen. Durch ihre Familie, ihre Bekanntschaften und FreundInnen aus Beruf und Freizeit wuchs sie stark in die argentinische Gesellschaft hinein. Ihre Identität als österreichische EmigrantIn existiert zwar weiterhin, ist aber bereits etwas in den Hintergrund getreten. Im Interview spricht sie von Ex-Emigranten.

„Weil das ist schon zu lang her. Wir sagen schon nicht mehr so. Ihr sagt noch Emigranten, aber ... *claro*. Nein, es sind nicht Ex-Emigranten, wir

NIGG / METTAUER: „... IMMER NOCH DIE EMIGRANTEN“

sind immer Emigranten. Aber wir sagen dann schon ‚Frau Soundso‘ oder ... weißt du? Das Wort Emigrant, irgendwie ist es schon vorbei. Ihr seht das wieder anders natürlich. Wir sind für euch immer noch die Emigranten.“

Nach wie vor hat Charlotte Koppmann eine emotionale Bindung an Österreich, in dem sie ihre Wurzeln verortet und ihre Sozialisation erfuhr. Darüber hinaus besteht eine weitere — für die Republik eher beschämende — Bindung: Die Pensionsversicherungsanstalt der Angestellten versagte vor kurzem der heute 90-jährigen, an einer unheilbaren Krankheit leidenden Frau eine Erhöhung des Pflegegeldes.